

Günter FISCHER – Susanne MORAW (Hrsg.), Die andere Seite der Klassik. Gewalt im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Kulturwissenschaftliches Kolloquium Bonn, Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, 11.-13. Juli 2002. Stuttgart: Steiner 2005, 328 S.

J. Burckhardt hat in einem längeren Abschnitt seiner Griechischen Kulturgeschichte dem verklärten, idealistischen Bild von der griechischen Antike ein düsteres Gemälde von gewalttätigen Griechen in klassischer Zeit gegenübergestellt. Die „Zeit der höchsten Kulturblüte“ im 5. Jh. v. Chr. sei „auch die der greulichsten Exekutionen“ gewesen, und die Griechen hinterließen bei näherer Betrachtung angesichts von „Ausrottung im Kleinen und in der Nähe (...) einen ganz besonders empörenden Eindruck“.¹ Während die klassische Kunst das reine und edle Bild des Menschen zeige, seien der politische Alltag, die Kriegsführung und die Bürgerkriege von entsetzlichen Massakern und Gewaltexzessen geprägt gewesen. Selbst kritische Bemerkungen gegenüber Gewalt änderten an diesem Bild nichts. Artikuliere nämlich ein griechischer Historiograph wie Thukydides einmal Abscheu über physische Gewalt, dann sei diese einzig dem konkreten politischen Kalkül verdankt, nicht humanistischen Idealen. Die Griechen seien aus diesem Blickwinkel und angesichts der polierten Oberfläche klassischer Kunst besonders verachtenswert. Ein ähnlich negatives Bild hat auf der Grundlage der schriftlichen Überlieferung vor wenigen Jahren auch A. Bernand gezeichnet. Seine Zusammenstellung von Beispielen für exzessive physische Gewalt und Massaker zeigt ebenfalls eine durch Blutrausch geprägte griechische Welt.² Diese pointierte Sicht, mit der einem verklärenden Blick auf die abendländische Kulturgeschichte jegliche Berechtigung abgesprochen wurde, veranlaßten seine französische Kollegin J. de Romilly zu einer dezidierten Gegendarstellung. Die abendländische Kultur verdanke ganz im Gegenteil der griechischen Kritik an und ethischen Reflexion über Gewalt entscheidende Impulse. Daß man überhaupt soviel über Gewaltexzesse erfahre und diese so häufig geschildert würden, ist nicht dem rohen Wesen der Griechen zuzuschreiben, sondern vielmehr der kritischen Auseinandersetzung der Autoren mit Gewalt.³

¹ Siehe J. Burckhardt, Griech. Kulturgeschichte Bd. 1, Berlin 1900, 294-309. Zitate 295. 297.

² A. Bernand, *Guerre et violence dans la Grèce antique*, Paris 1999.

³ J. de Romilly, *La Grèce antique contre la violence*, Paris 2000. Vgl. F. d'Agostino, *Bia. Violenza e giustizia nella filosofia e nella letteratura Grecia antica*, Mailand 1983; P.A. Gramaglia, *Non uccidere e non violenza nel sec. V, IV, III*, in: V. Francesco (Hrsg.), *Sangue e antropologia V*, Rom 1987, 1609-1699; P.L. Furiani, *Violenza e nonviolenza nella cultura e nella società della Grecia antica*, in: dies. (Hrsg.), *Filosofia e „nonviolenza“*, Perugia 1998, 15-58; A. Cozzo, *Tra comunità e violenza. Conoscenza, „logos“ e razionalità nella Grecia antica*, Rom 2001.

Die Diskussion über die Gewalt bei den Griechen der klassischen Zeit ist vor dem Hintergrund der evidenten kulturellen Blüte im 5. und 4. Jh., aber auch vor dem Hintergrund der Rezeptionsgeschichte griechischer Kunst und Kultur durch Humanismus, Neuhumanismus, Klassik und Klassizismus sowie angesichts der Erklärungsmuster abendländischer Traditionsbildung von herausragendem kulturgeschichtlichen Interesse. Überhaupt haben gewalttätige Konflikte der letzten Jahrzehnte und die Konfrontation einer kriegsunerfahrenen Generation von Altertumsforschern mit Gewaltexzessen im europäischen Raum die grundsätzliche Frage aufgeworfen, ob es einen zivilisatorischen Fortschritt im Hinblick auf die Zurückdrängung von Gewalt gab und welchen Platz die griechische Antike in der Geschichte der Gewalt einnimmt. Von Interesse ist ferner, ob die Griechen sich hinsichtlich Ausübung und Bewertung von Gewalt von anderen Kulturen der alten Welt unterschieden haben. Neben kulturellen Vergleichen ist mit Blick auf die griechische Welt auch von Interesse, ob es regionale oder zeitliche Unterschiede gab und die ethische Reflexion über Gewalt zu einem sich wandelnden Verhalten führte. Fruchtbar könnte auch die Integration soziologischer Modelle und Debatten sein. Die soziologische Forschung zumindest in Deutschland hat in den letzten Jahren eine lebhafte Diskussion darüber geführt, wo die Ursachen für Gewalt zu suchen sind. Ist die Klammer der kulturellen Zählung für besonders heftige Eruptionen verantwortlich, die am ehesten in Nahaufnahmen ihrer Choreographie nachzuvollziehen sind,⁴ oder spielen eher soziale sowie politische Rahmenbedingungen die Hauptrolle?⁵

In verschiedenen beinahe zeitgleich initiierten und in den Jahren 2002 und 2003 abgehaltenen internationalen Tagungen wurde in Paris, Santa Barbara, Bonn und München die Gewalt der Antike im umfassend kulturhistorischen Sinne untersucht.⁶ Während die Tagungen in Paris und München interkulturelle Vergleiche vornahmen, haben die Kolloquien in Santa Barbara und Bonn sich hauptsächlich auf begrenzte Zeiträume und einzelne Kulturen konzentriert. So hat sich die vorrangig aus Archäologen zusammengesetzte Arbeitsgruppe „Bild und Gesellschaft im klassischen Griechenland“, deren Tagungsband hier vorgestellt werden soll, in Bonn mit der klassischen Zeit der griechischen Kultur beschäftigt und nun eine thematisch relativ geschlossene sowie gelungene Publikation vorlegen können.

⁴ W. Sofsky, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt a.M. 1996.

⁵ Siehe z.B. die Beiträge in dem Sammelband W. Heilmeyer – H.-G. Soeffner (Hrsgg.), *Gewalt*, Frankfurt a.M. 2004.

⁶ J.-M. Bertrand (Hrsg.), *La violence dans les mondes grec et romain* (Colloque Paris 2002), Paris 2005; M. Zimmermann (Hrsg.), *Extreme Formen von Gewalt im Altertum in Bild und Text*, Kolloquium München 2003 (im Druck); H. Drake (Hrsg.), *Violence in Late Antiquity. Perceptions and Practices*, Tagung 2003 (im Druck).

Die Gruppe hat sich im Vorfeld der Tagung auf drei „thematische Achsen“ (10f.) verständigt, welche in den Beiträgen beachtet werden sollten: 1. der Konnex von Macht und Gewalt, 2. die Frage nach Legitimation und Problematisierung von Gewalt, 3. die Darstellung und Verdrängung von Gewalt. Gerade die für die klassische bildende Kunst verschiedentlich beobachtete Ausblendung von Gewalt sollte einer eingehenden Prüfung unterzogen werden und dabei (so auch der Titel des Bandes) „die andere Seite der Klassik“ in den Blick genommen werden. Vor dem Hintergrund der speziellen politischen Entwicklung des 5. und 4. Jh.s v. Chr. ist es ja naheliegend, der Frage nachzugehen, ob in der bildenden Kunst Hinweise dafür zu finden sind, daß die veränderten innen- wie außenpolitischen Rahmenbedingungen zu einer neuen Einstellung gegenüber Gewalt geführt haben. Angesichts der von J. Burckhardt und A. Bernand zusammengetragenen Quellen zur realen Gewaltausübung wird man zwar in der Praxis keine grundsätzlich neuartigen Formen von Gewaltausübung erwarten können, dennoch wäre zu prüfen, in welchem Verhältnis die vorhandenen Gewaltdarstellungen zum politischen und sozialen Wandel der klassischen Zeit stehen. Lassen sich trotz anhaltender Gewaltpraxis zumindest auf der Ebene der Reflexion in Bild und Text neuartige Ansätze feststellen? Wie spiegeln sich die Entmachtung des Adels, die Durchsetzung der Demokratie, die interne Opposition gegen diese Herrschaftsform, die Erfahrung der Perserkriege und des Peloponnesischen Krieges oder andere in ihrer Wirkung auf die Gesellschaft der klassischen Zeit gut dokumentierte Rahmenbedingungen und Ereignisse im zeitgenössischen Diskurs über physische Gewalt?

Die Herausgeber haben für die Klärung dieser Fragen im Anschluß an ihre Einleitung einen wenig geglückten Einstieg gewählt. Angesichts des Titels des Aufsatzes von A. Stähli, „Die Rhetorik der Gewalt in den Bildern des archaischen und klassischen Griechenland“ (19-44), erwartet der Leser klärende Ausführungen über die rhetorische Komponente von Bildern und ihrer Wirkung auf den Betrachter. Statt dessen zeichnet sich der Beitrag vor allem durch argumentative Unschärfen aus, die hinter terminologischen Schlagworten wie der „kulturellen Semantik der Gewalt“, „Diskurs der Gewalt in den Bildern“ usw. verborgen werden. Schon der Ausgangspunkt, nämlich das in seiner Dramaturgie angeblich an einem Computerspiel orientierte Massaker am Gymnasium in Erfurt, ist unglücklich gewählt, denn die These von der Übertragung der im Spiel gebotenen Semantik auf das reale Massaker ist zunächst nicht mehr als feuilletonistische Spielerei, der etwa Kriminologen nicht ohne weiteres folgen mögen. Die im Anschluß gestellte Frage, „zu welchen Grausamkeiten wohl ein Hoplit motiviert wurde“ (20), dem Gewaltbilder auf attischen Vasen vertraut waren, darf entsprechend mit gar keiner Antwort rechnen, da hier die postulierte Wirkung von Bildern auf reale Gewalt zunächst

einmal in grundsätzlichem Sinn zu beweisen wäre. Die den gesamten Beitrag durchziehende, unbeweisbare Annahme des Konnexes von Bild und Praxis versucht Stähli zu entschärfen, indem er sich auf den „Diskurs der Gewalt, insofern er im Medium des Bildes in Erscheinung tritt“ (22) konzentrieren möchte. Wichtig ist zwar seine Bemerkung, daß Bilder nicht Gewalt erzeugen, sondern diese „Sinn stiftend in einen Handlungskontext ein(ordnen), der Gewalt als selbstverständliche und angemessene Interaktionsform hinstellt und ihrer Ausführung ein plausibles Handlungs-drehbuch unterlegt“ (23), denn diese Beobachtung deckt sich beispielsweise mit Untersuchungen zur Kriegserfahrung, -wahrnehmung und ihrer schriftlichen Wiedergabe in der Neuzeit. Aber auch hier springt der Autor wieder vom Diskurs des Bildes in die Praxis realer Gewalt, wenn einfach behauptet wird, daß Bilder Gewalt so abbilden, „daß Handeln in der Wirklichkeit Sinn macht und verständlich bleibt“ (ebenda), sie mithin die „diskursive Praxis“ steuern.

Hinter diesen Formulierungen verbirgt sich die naheliegende Annahme, daß antike Kämpfer ihre Kriegserfahrung in irgendeiner Form mit den Bildern in Verbindung gebracht haben. In welcher Form sie dies taten, wäre von Interesse, wird in dem Aufsatz aber nicht untersucht. Es folgen vielmehr konventionelle Abschnitte zur Abbildung von Schlägereien beim Symposion, die nach einer Phase wertfreier Abbildung (500-480 v. Chr.) eindeutig negativ konnotiert gewesen seien und die Verurteilung solcher Exzesse beim Gelage indizierten. Am Beispiel von Bildern aus dem Sport führt Stähli daraufhin vor Augen, daß zunächst die Abbildung von Gewalt den Sieger feiere, im 5. Jh. aber ein anderes Modell gewählt werde, nämlich die „Zurschaustellung körperlicher Exzellenz“ (32) als Voraussetzung des Erfolgs, während die körperliche Gewalt des Kampfes selbst ausgeblendet bleibe. Die Bilder von Episoden des Troianischen Krieges zeigten mit einem Schwerpunkt zwischen 510-480 deutlich Gewalt als „natürlichen Ausfluß heroischen Verhaltens“ (41), die keiner ethischen Wertung unterlägen, sondern Ausdruck „einer sich unter dem Druck der politischen und sozialen Umwälzungen zuspitzenden Krise der Elite“ (43) seien, während nach 480 Gewalt gewissermaßen „exterritorialisiert“ werde (42), da nun Gewalt gegen Barbaren in den Vordergrund rücke.

Mit dieser Argumentation bewegt Stähli sich im Rahmen des methodischen Zugriffs anderer Beiträge des Bandes. Der Aufsatz zeigt aber auch exemplarisch, wie problematisch es ist, Gewaltdarstellungen an soziale und politische Praxis rückzubinden. Alle drei behandelten Bildkategorien werden dahingehend gedeutet, daß sie den Eliten die Möglichkeit gegeben hätten, „körperliche Exzellenz und Überlegenheit“ (43) zu artikulieren, und somit als Distinktionsmittel der Führungsschicht fungierten. Das ist naheliegend und hat das

Format einer *petitio principii*. Es folgt freilich die problematische Schlußfolgerung, daß Bilder „Handlungsszenarien vor(geben), in denen Gewalt zum Erfolg führt“ und „Lerneffekte produziert haben, die der Wirkung von ‚Counterstrike‘ auf die Aggressionsbereitschaft Robert Steinhäusers nicht unähnlich waren“ (ebenda). Wiederum also die Rückbindung der Bilder an die Praxis und wiederum die eingangs monierte unscharfe, sich in nebulösen Andeutungen erschöpfende Argumentation. Solche Ausführungen führen nicht weiter, sondern verunklaren den aktuellen Diskussionsstand auf ärgerliche Weise. Gerade das Thema Gewalt lenkt leicht auf dünnes Eis, wenn die Ebenen der realen Gewaltausübung, ihrer Repräsentation und der zeitgenössischen Bewertung methodisch nicht solide genug voneinander geschieden werden.

Wesentlich zurückhaltender argumentiert Chr. Kunze in seinem Beitrag „Dialog statt Gewalt. Neue Erzählperspektiven in der frühklassischen Vasenmalerei“ (45-71), der sich mit dem bereits erwähnten Phänomen des Verzichts auf Abbildung physischer Gewalt seit dem Beginn des 5. Jh.s befaßt. Am Beispiel des Streites zwischen Odysseus und Aias um die Waffen des Achill erläutert Kunze, wie an die Stelle physischer Gewalt eine gewaltfreie Konfliktlösung tritt und als „Handlungsanweisung“ vor dem Hintergrund einer „veränderten Werteskala der neu sich formierenden Demokratie“ (63) zu lesen ist. Die „Bewältigung von Konflikten“ durch „die Regularien einer formellen Abstimmung“ (64) werde zum Bildmotiv. Ähnliches gelte für die Darstellung der Wägung der Schicksalslose.

Damit ist ein Ausschnitt der neuen Bilder ansprechend erklärt, wobei aber die Ursache für die generelle Abnahme von Darstellungen physischer Gewalt nicht gefunden wird. Dieses Phänomen kann auch S. Moraw in dem Beitrag über „Bilder, die lügen: Hochzeit, Tieropfer und Sklaverei in der klassischen Welt“ (73-88) nicht erhellen. In dem Aufsatz wird der Frage nachgegangen, weshalb Gewalt in der Ehe, beim Opfer und gegenüber Sklaven nicht im Bild erscheine. Unklar bleibt nicht nur, weshalb gerade diese drei Bereiche miteinander kombiniert wurden, sondern der Leser fragt sich auch, woher Moraw die Gewißheit nimmt, Sklaverei wie Ehe seien durch abbildbare Gewalt geprägt gewesen. Eine nähere Betrachtung des konzeptionell und argumentativ mißlungenen Beitrags würde zu dem Ergebnis führen, daß das abstrakte Verhältnis von Macht und Gewalt dem gewählten Thema vermutlich zugrunde liegen dürfte, ohne aber hinreichend reflektiert zu werden. Überlegungen zum Verhältnis physischer Gewalt und Macht, die etwa Popitz angestellt hat⁷ und die in der Gewaltforschung große Beachtung fanden, sind der Autorin unbekannt.

⁷ H. Popitz, *Phänomene der Macht*, Tübingen 1992.

Zu den Überlegungen von Moraw ist der Artikel von W. Schmitz über „Gewalt in Haus und Familie“ (103-128) zu lesen, in dem dieser ausgewiesene Spezialist für griechische Sozialgeschichte vorführt, wie man sich dem Thema innerfamiliärer Gewalt gewinnbringend nähern kann. So wird der bekannte Forschungsstand zu Kindsaussetzung und -tötung treffend resümiert. Wie auch im Hinblick auf die Anwendung von physischer Gewalt in der Erziehung oder zwischen Ehepartnern ist die Quellenlage freilich derartig dürftig, daß auch die Konsultation von Untersuchungen zur modernen Familie nur spärliches Licht in das Dunkel familiärer Gewalt bringen kann. Schmitz gelingt freilich ein ausgewogener und informativer Beitrag, in dem moderne theoretische Ansätze zur Gewalt in der Familie herangezogen werden, um den spärlichen Zeugnissen ein Maximum an Information abzuringen.

A. Ercolani bietet mit „Gewalt in der griechischen Tragödie“ (89-101) den einzigen Aufsatz des Bandes zur Literatur der Zeit. Die Unterscheidung von unterschiedlichen Gewaltformen, nämlich der verbalen und der psychologischen Gewalt, ist durchaus interessant, aber im Rahmen der Arbeitsgruppe wäre es vielleicht näherliegend gewesen, die Nicht-Abbildung physischer Gewalt auf der Bühne und ihre Verlagerung in den Bericht darüber in den Blick zu nehmen. In diesem Zusammenhang sei hervorgehoben, wie bedauerlich es ist, daß sich auf der Tagung kein Referent für die Darstellung von Gewalt in der klassischen Geschichtsschreibung gefunden hat.

Von besonderem Interesse ist daher der zweite althistorische Beitrag zu „Hierosylia: Gewalt in Heiligtümern“ (143-165) von K. Trampedach, in dem anhand einer umfassenden Sichtung der einschlägigen historiographischen Quellen vorgeführt wird, wie Übergriffe auf Heiligtümer politisch und militärisch gerechtfertigt werden. Diese oft von Massakern begleiteten Verstöße gegen sakrales Recht hätten aber nicht dazu geführt, daß der Schutz der Heiligtümer aufgegeben wurde, sondern diese seien im Gegenteil weiterhin als notwendiger Teil eines religiösen und sozialen Systems gepflegt worden. Dieses Bedürfnis nach einer intakten Ordnung spiegele sich auch in den Darstellungen von Kampfbildern, denen M. Bentz in dem Aufsatz „Spiel um Leben und Tod? Gewalt und Athletik in klassischer Zeit“ (129-141) nachgeht. Die Bilder der antiken Kampfsportarten verraten deutliche Höhepunkte in der Darstellung von Brutalität vor den Perserkriegen und schließlich im 4. Jh., während im 5. Jh. der eigentliche Kampf als Motiv weitgehend ausfallen beziehungsweise auf mythologische Darstellungen transponiert werde. Die regelmäßige Abbildung der Kampfritcher symbolisiere das Funktionieren der gesellschaftlichen Ordnung.

Daß gesteigerte Darstellungen physischer Gewalt aber nicht unbedingt Rückschlüsse auf die Gesellschaft und die Gewaltdiskurse zulassen, zeigt St. Schmidt mit „Gewalt an den Gräbern: Grausame Mythen auf Vasen aus Unteritalien und Sizilien“ (167-183). Die hier verbreiteten Abbildungen von Gewaltexzessen in mythischen Geschichten gehören in den funerären Kontext und werden von Schmidt überzeugend als „mythische Exempla für die Willkür und die Unbarmherzigkeit, mit denen Tod und Verderben über die Menschen kommen können“ (181), verstanden. Es werden also nicht die Helden gefeiert, sondern das bedauernswerte Schicksal der Opfer wird genutzt, um die Unberechenbarkeit und Unausweichlichkeit des Todes abzubilden. Dieser Aspekt weist auf ähnliche Darstellungsweisen auch in der etruskischen Kunst, die D. Steuernagel in „Sieger und Besiegte in der etruskischen und mittelitalischen Bildkunst des 4. Jh.s v. Chr.“ (211-224) ausmacht. Die offensichtliche Betonung der Opfer und der Besiegten, das „passive Sich-Fügen in die Niederlage“ sei auf die etruskische Vorstellung von der „Unwiderruflichkeit des Fatums“ (217) zurückgeführt worden. Diese Interpretation reiche aber zum Verständnis allein nicht aus. Wesentlich sei auch das Bestreben gewesen, die Unterlegenen als unrühmliche Figuren zu akzentuieren und den Kampf gegen sie auch nach Niederlage und Tod fortzuführen.

Der Beitrag von S. Muth „Zwischen Pathetisierung und Dämpfung: Kampfdarstellungen in der attischen Vasenmalerei des 5. Jh.s v. Chr.“ (185-209) gehört zu den anregenden des Bandes. Ältere Deutungen der offensichtlichen Dämpfung der Gewaltdarstellungen als Reflex der Perserkriegserfahrungen und der Entwicklung der Demokratie lehnt sie ab. Daß die Athener mit Gewaltdarstellungen bestimmte Wertungen verbunden hätten, sei in der Regel ein Vorurteil der Deutung, könne aber allenfalls ein Ergebnis intensiver Bildinterpretation sein. Es müsse bei der Erforschung der Bilder um „ikonographische Tendenzen“, nicht um die „thematische Ausrichtung“ gehen (192). Anhand von vier Grundtendenzen der Darstellung im 5. Jh. kann Muth zeigen, daß der Wandel in der gewählten ikonographischen Variante darauf zurückzuführen sei, daß die Vasenmaler sich bemühten, die „Konfliktsituation“ eindrucksvoll zu gestalten und „in einer agonal denkenden Gesellschaft“ die „Entscheidung, das Überlegensein und Siegen des stärkeren der beiden Kontrahenten“ (197) möglichst ansprechend darstellen wollten. Dies habe zu immer neuen Auseinandersetzungen darüber geführt, wie der Sieger ins rechte Licht zu rücken sei. Eine Variante sei dabei die Gestaltung der Ikonographie des Opfers gewesen, auf das der Blick nicht gelenkt worden sei, um physische Gewalt in Frage zu stellen, sondern um den Sieger umso überlegener erscheinen zu lassen. Die Kehrseite sei freilich eine immer ausgefeiltere Opferikonographie gewesen, die den Blick zunehmend vom Sieger abgelenkt habe, der

eigentlich im Vordergrund stehen sollte. Die daraus folgende Entpathetisierung des Opfers habe dem Sieger wieder zu größerem Gewicht verholfen und gleichzeitig seine Überlegenheit unterstrichen. Es sei also nicht um die „Problematisierung von expliziter Gewalt“ gegangen, „sondern vielmehr (um) eine Problematisierung der Darstellungsmöglichkeiten von Gewalt“ (200). Diese sei auch im ausgehenden 5. Jh. zu beobachten, in dem der Gegensatz zwischen Sieger und Unterliegendem wieder in den Vordergrund gerückt werde. Der Versuch, Kampf vor dem Hintergrund bestimmter Wertvorstellungen abzubilden, sei verbunden mit der Absicht, dies in möglichst eindrucksvoller Weise zu tun, was unweigerlich zu ständiger Kontrolle der beabsichtigten Wirkung und eventueller Korrektur der Ikonographie führe. Eine Veränderung in der Einstellung gegenüber Gewalt sei daraus aber nicht ableitbar. Das Verdienst der Athener bestehe gerade darin, die „Ikonographie der Gewalt“ im umfassenden Sinne entdeckt zu haben.

Mit diesen Überlegungen wird zu Recht eine Dimension der Bildinterpretation herausgestellt, auf die sich die Forschung freilich nicht konzentrieren sollte. R. von den Hoff begnügt sich daher nicht mit dieser in erster Linie ikonographischen Sicht, sondern stellt in seinem methodisch ebenfalls hochinteressanten Beitrag „„Achill, das Vieh?‘ Zur Problematisierung transgressiver Gewalt in klassischen Vasenbildern“ (225-246) die grundsätzliche Frage, ob in Athen über Gewalt debattiert worden sei, welche Bewertungsmaßstäbe angelegt worden seien und ob sich diese bildimmanent greifen ließen. Anhand der Darstellung Achills und Neoptolemos' sowie der unterliegenden Troianer kann er zeigen, wie an die Stelle eines im 6. Jh. aus wenigen klaren Normen bestehenden Bewertungsgefüges ein ganzes Bündel von Möglichkeiten kontroverser Bewertungsmöglichkeiten tritt. Transgressive Gewalt werde nicht eindeutig positiv oder negativ beurteilt, sondern konnte Gegenstand einer Debatte über die Taten sein. Wichtig seien daher auch die historischen Kontexte, innerhalb derer sich solche Wertmaßstäbe veränderten und die in einem Überblick zusammengefaßt werden (243f.). Die Auflösung eines starren archaischen Wertekanons zugunsten einer Wertevielfalt, die zur Diskussion gestellt wird, sei vor dem Hintergrund komplexer politischer Veränderungen erfolgt, die zu beachten seien. Daß bestimmte Darstellungen transgressiver Gewalt verschwunden seien, sei der Auflösung jener Werte zuzuschreiben, die solche Darstellungen zu Beginn des 5. Jh.s noch repräsentierten. Die Bilder belegten, „daß transgressive Gewalt in Athen unterschiedlich problematisiert werden konnte, und zwar in Anbetracht sich wandelnder normativer Werte, für die die Vasenbilder selbst Zeugnis ablegen“ (245). Die wichtigen Einsichten Muths zur „Ikonographie der Gewalt“ werden mit diesem Beitrag an die historische Prozesse und Kontexte rückgebunden. Nur in einer Kombination

der Ansätze werden zukünftig Fortschritte bei der Interpretation der Bilder zu erzielen sein.

An die Diskussion der Bewertungskriterien bei von den Hoff schließt sich nahtlos der Beitrag von A. Klöckner über „Mordende Mütter. Medea, Prokne und das Motiv der furchtbaren Rache im klassischen Athen“ (247-263) an. Anhand der beiden Frauenfiguren gelingt hier der Nachweis, daß ähnliche Gewalttaten, nämlich die Ermordung der eigenen Kinder, ihre unterschiedliche Bewertung danach erführen, in welchem Verhältnis die jeweiligen Täterinnen zur eigenen Bürgergemeinde stünden. Während die Barbarin Medea aufs schärfste verurteilt worden sei, sei die attische Königstochter Prokne zum Vorbild für „freiwilliges Selbstopfer für die Polis“ (261) avanciert und sei daher auf der Akropolis mit einer Figurengruppe geehrt worden. Entsprechend unterschiedlich sei bei beiden Frauen auch die Einschätzung ausgefallen, ob die Gewalttat legitim oder illegitim gewesen sei.

Eine weitere bildimmanent nachweisbare Debatte über Gewalt führt St. Ritter mit „Eros und Gewalt: Menelaos und Helena in der attischen Vasenmalerei des 5. Jh.s v. Chr.“ (265-285) vor. Um 460 sei das Bedürfnis entstanden, die eindrucksvolle Begegnung zwischen Menelaos und Helena nicht einfach unter dem Zeichen gewaltsamer Heimführung zu zeigen, sondern man habe die Wirkung des Eros auf Menelaos, das Einwirken anderer Götter und seine Abkehr von der Gewalt in den Vordergrund gestellt. Das im 5. Jh. festzustellende vollständige Verschwinden von ‚Liebesverfolgungen‘ und der Ersatz dieser gewalttätigen Bilder durch Bilder des Werbens wird von Ritter mit A. Stewart auf ein sich wandelndes Verhältnis der Geschlechter zurückgeführt, bei dem im Zuge neuer Werte auch in diesem Bereich die maßvolle Selbstbeherrschung in den Vordergrund gestellt worden sei. Bemerkenswert sei, daß der Konflikt um die Gewaltausübung sich bei Menelaos selbst abspiele und als innerer Konflikt eines Individuums gezeichnet werde. Diese Beobachtungen bewegen sich im Bereich der Geschlechterkonflikte, die von K. Junker mit „Geschlechteropposition und Gewalt. Beobachtungen an der klassischen Bauplastik“ (287-304) aufgenommen werden. Am Beispiel des Zeustempels in Olympia, eines Tempels in Selinunt und des Parthenons in Athen versucht er zu zeigen, daß das „Geschlechterverhältnis“ Thema der Bildkunst war und als Aspekt vorgeführt werden sollte, „der für die Konstituierung einer Gesellschaft von großer Bedeutung ist“ (302). Die demokratische Verfassung habe die Voraussetzungen für den nötigen Diskussionsraum geschaffen. Bezeichnenderweise habe man aber mit der vorgestellten Bauplastik eine „Auslagerung der Gewalt aus der Lebenswelt in den Mythos“ (303) vorgenommen.

Den Schluß des Bandes bildet A.-B. Renger mit „Gewalt mit Folgen: der Tyrannenmord des Jahres 514 v. Chr. und die Hetäre Leaina. Von der griechischen Klassik über die römische Kaiserzeit bis ins 20. Jahrhundert“ (305-325). Dieser Beitrag ist schwer zu würdigen, da ein Bogen von der Antike in die Moderne gespannt wird, der sich streckenweise nur mehr lose mit der Tagung verbinden läßt. Für die Antike bietet Renger neben einer Zusammenstellung sattsam bekannter Passus zur Bewertung von Harmodios und Aristogeiton eine ausgewogene Diskussion der antiken Berichte über Leaina. In diesen Abschnitten hätte schärfer herausgearbeitet werden können, vor welchem Hintergrund zeitgenössischer Märtyrerbilder die Erfindung der Hetäre vorgenommen wurde und in welchem Verhältnis sie zu anderen Frauengestalten der Kaiserzeit stand, die ebenfalls als Hetäre besondere Achtung erworben haben (z.B. Epicharis zur Zeit Neros). Daß die Figur nicht präziser kontextualisiert wird, dürfte der mangelnden Kenntnis grundlegender Studien zum Problemkreis zuzuschreiben sein.

Eine Zusammenfassung der Erträge gibt es nicht, so daß es vielleicht sinnvoll ist, an den Schluß der Besprechung in einer Gesamtwürdigung Leitlinien der Argumentation zu stellen. Beachtlich ist zunächst die Beobachtung, daß der Wechsel der Darstellungsvarianten als Entdeckung der Gewaltikonographie gedeutet werden kann (S. Muth) und daher nicht ohne weiteres an historische Marksteine griechischer Geschichte rückzubinden ist. Dennoch zeigt eine Reihe von Aufsätzen, daß die Charakteristika der Gewaltdarstellungen sich sehr wohl (dies hat auch Muth durch den Bezug zum agonalen Charakter der Gesellschaft angedeutet) auf konkrete historisch-politische Veränderungen der klassischen Zeit beziehen lassen. Neben der Entstehung eines im Vergleich mit der archaischen Zeit äußerst komplexen Wertesystem beziehungsweise der Reflexion über dieses (R. von den Hoff) stehen Bemühungen, sich wandelnde, jetzt gewaltfreie Formen der Entscheidungsfindung zu thematisieren (Chr. Kunze, St. Ritter). Da innerhalb der großen Umwälzungen auch das Geschlechterverhältnis zur Disposition stand, wurde dieser Wandel naheliegend in der bildenden Kunst entweder als Grundkonstellation (K. Junker) oder in Bezug auf die Rolle der Frau in einer neu formierten Bürgergemeinde (A. Klöckner) thematisiert. Angesichts der erfahrbaren Praxis von Gewalt hatten die Zeitgenossen das Bedürfnis, die Beständigkeit einer höheren, am ehesten im konsensfähigen Machtdiskurs verankerten Ordnung vor Augen gestellt zu bekommen (M. Bentz). Die real erfahrbaren Übergriffe in Kriegen führten daher nicht zu einer Auflösung der Ordnung, sondern zu Rechtfertigungsstrategien selbst für extreme Formen von Massakern (K. Trampedach). Mit welchen unterschiedlichen Formen von verbaler und psychologischer Gewalt man überhaupt zu rechnen hat, läßt sich am ehesten in der schriftlichen Überliefe-

rung fassen (A. Ercolani). Gerade diese schriftliche Überlieferung führt aber zugleich schmerzlich vor Augen, wie wenig letztlich zum Alltag der Gewalt beispielsweise in der Familie zu sagen ist (W. Schmitz). Dies wird auch im Hinblick auf die Bilder besonders deutlich, wenn man den Bereich der griechischen Kunst verläßt und beispielsweise den italischen Raum inspiziert (D. Steuernagel). Spezielle Jenseitsvorstellungen und besondere Interpretationsmuster verdeutlichen die selbstverständlich immer bestehende Notwendigkeit, den jeweiligen Entstehungskontext von Bildern zu beachten (St. Schmidt).

Die Griechen waren zwar in dem von J. Burckhardt und A. Bernand herausgestellten Sinn gewalttätig, und das 5. wie das 4. Jh. sind von zahllosen Kriegen und auch Gewaltexzessen durchzogen. Dennoch gibt es eine Auseinandersetzung über die Frage, wie Gewalt einzusetzen ist und in welchem Verhältnis sie zu den verbindlichen Bewertungskategorien steht. Eine derartige Diskussion, wie offen sichtbar sie auch immer geführt wird, gehört sicherlich zu den grundlegenden Kommunikationen von Gesellschaften. In ihnen stehen die Regelungen des Verhältnisses von Macht und Gewalt, der Definition der sozialen Innen- wie Außenräume und anderes mehr auf der Tagesordnung. Daher muß man davon ausgehen, daß die Beurteilung von Gewalt ständiger Überprüfung unterzogen ist. Die Repräsentation des Gewaltdiskurses in Bildern und Texten bleibt daher zentrales Thema der Kulturgeschichte.

Der Großteil der Beiträge bietet dank der sehr differenzierten und ausgewogenen Darstellung in der Diskussion neue Einsichten und im besten Fall auch methodische Anregungen. Der Band führt freilich auch vor Augen, daß man die Bilder im Hinblick auf Rezeption und Wirkung nicht überbewerten sollte. Wir wissen einfach nicht, welche Linien ein antiker Betrachter von der bildenden Kunst zu seiner Lebenserfahrung zog. Angesichts der insgesamt gelungenen Publikation bedauert es der Leser, die sicherlich anregenden Diskussionen während des Kolloquiums verpaßt zu haben.

Prof. Dr. Martin Zimmermann
Historisches Seminar
Abteilung Alte Geschichte
Geschwister-Scholl-Platz 1
D-80539 München
E-Mail: martin.zimmermann@lrz.uni-muenchen.de